

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ueber rauhe Pfade zu den Sternen

webet mir ein Leichentuch, doch vorher noch ein Geständnis: An meinem Lebensende bin ich angelangt. Ich sterbe hier einsam — verlassen und vergessen von allen, welche mir auf Erden lieb und teuer waren, ich sterbe — wie vor zwanzig Jahren — mein alter Vater — von mir hinausgestoßen aus dem elterlichen Heim — in der Winterkälte um sein Leben kam. Gott im Himmel, du bist gerecht und dein Gebot ist wahr: Ehre Vater und Mutter, auf — daß es dir — wohl ergehe — auf — Erden . . .“

Die Glocken fallen dichter, der Wind stöhnt heulend durch die Föhrenkronen.

Ein paarmal noch bewegt der Greis den Mund, sein Leib krümmt sich zusammen, in seinen Ohren klingt's wie fernes Singen, die Sinne schwinden ihm — ein letzter, tiefer Seufzer, dann ist es stille, stille.

Die Sonne taucht im Osten auf, ihre Strahlen glitzern über die weißen Felder in die Grube und huschen über das bleiche Antlitz eines — Toten hin.

Ueber rauhe Pfade zu den Sternen

Erzählung von Alexander Wolski

(Nachdruck verboten)

Auf der über die Rogat in der Nähe des königlichen Schlosses zu Marienburg führenden Schiffbrücke steht ein junger Mann und betrachtet anscheinend mit vielem Interesse den großartigen Prachtbau, dessen gewaltige Mauern sich wunderbar in den Fluten widerspiegeln. Wie sich die Häuser dort rechts vom Schlosse drängten, so daß das am meisten nach rechts stehende schier umzufallen droht, als suchten sie Schutz unter der mächtigen Gewalt des Schlosses.

Der junge Mann, Ernst Ewig nennt er sich, ist ein hübscher Blondkopf von etwa 30 Jahren. Aus dem feingeschnittenen, etwas blaffen Gesicht schauen zwei schwermütig blickende blaue Augen, in welchen verstoßen eine Träne schimmert.

„O Vaterstadt, du herrliche — sei mir gegrüßt! — Seid mir gegrüßt, ihr glitzernden Dächer und Zinnen der stolzen Burg, und auch ihr, von gewaltigen Zeiten erzählende Fluten, seid mir gegrüßt!“ rief er plötzlich, die Hände wie zum Gebet gefaltet, aus.

Und als ob sie diesen Gruß erwidern wollten, erklingen auf einmal, hinter den hohen Mauern, die Glocken laut und feierlich. Wie rauschende Musik tönen sie an sein Ohr, und wie von einer inneren Gewalt getrieben, zieht er den Hut vom Kopf und murmelt andächtig ein Gebet.

Es ist gerade Mittagszeit. Die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen hernieder — küßend die buntschimmernden Dächer und Zinnen, die grauen Fluten, die grünen Wiesen, küßend auch die Träne in seinem Auge. Ernst Ewig nimmt den kleinen Koffer, der

neben ihm steht, in die Hand und nähert sich langsam, traumverloren dem Schloß.

Wechselnde Bilder ziehen an seinem zeitigen Auge vorüber. Er sieht sich als einen kleinen blondlockigen Knaben in einem trauten Heim, welches seine guten Eltern unter den hohen Lauben unweit des Marientores bewohnten. Sein Vater war allerdings die meiste Zeit auf Reisen, und er bekam ihn daher nur selten zu sehen. Dafür verbätschelte ihn sein liebes Mütterchen umsomehr. Ihr treues Mutterauge sah alles, sie wußte jeden seiner Wünsche zu erfüllen. — Und dann des Nachbarns Kati! Sie war seine beste Spielkameradin. Wie gerne hatten sie sich als Kinder gehabt und wie unzertrennlich waren sie immer gewesen. Da, als er kaum sechs Jahre alt war, raubte ihm der Tod sein gutes Mütterchen, und es brach für ihn eine neue, ungenannte, schwere Zeit an. Nach diesem herben Verlust kimmerte sich der Vater ebenso wenig um ihn, wie vorher. Es war beinahe, als ob er keine Liebe für ihn empfunden hätte.

Dann kam die Schulzeit. Er war fleißig und bescheiden, und seine Lehrer spendeten ihm Lob. Doch hatte er auch Zeit genug gehabt, über sein trostloses Schicksal nachzudenken. War aber sein Herz übergelb, dann ging er auf den Kirchhof und schmückte das Grab seiner Mutter mit frischen Blumen, die er mit Kati irgendwo zu diesem Zweck gepflückt hatte.

Und dann verheiratete sich sein Vater wieder. Der Knabe bekam eine böse Stiefmutter. Wie viel bitteres Leid hatte er unter ihrer oft ans Grausame grenzenden Herrschaft er-

tragen müssen! Doch das war nur der Anfang seines dornenvollen Lebens. — Kati, die ihn immer tröstete und ihm, dem heranwachsenden Knaben, Mut zusprach, verließ auf einige Jahre Marienburg, und nun mußte er sein Leid allein tragen. Und das war schwer, viel schwerer zu ertragen, als er es sich gedacht hatte.

Nach einigen Jahren mußte auch er seine Vaterstadt verlassen, um in der weiten Welt etwas Tüchtiges zu lernen. Sein Vater wollte es so haben, und sich seinem Willen zu widersetzen, wäre zwecklos gewesen. — Ach, er liebte seine Vaterstadt, die hohen und niederen Lauben, mit dem schmucken Rathhaus, das herrliche Schloß, das Marientor und — den Kirchhof so sehr. Es fiel ihm so schwer, sich von all dem Schönen und Lieben auf lange Zeit trennen zu müssen. Der Tag, der über sein ferneres Schicksal entscheiden sollte, war gekommen. Mit verweinten Augen, das Köpferchen in der Hand haltend, langte er in Begleitung seines Vaters auf dem Bahnhof an. Schon hatte er von letzterem Abschied genommen und ihn aus den Augen verloren; bevor sich der Zug in Bewegung setzte, ließ er noch einmal seinen Blick traurig über den Bahnsteig schweifen. Da bemerkte er zu seiner größten Freude Kati, welche, wie aus den Wolken gezaubert, auf sein Abteil zueilte, ihm ihr schmales Händchen entgegenstreckte und ihn beim Namen rief.

„Lebe wohl, Ernst, und vergiß Deine Kati nicht, und dies hier“ — sagte sie unter Schluchzen, indem sie ihm ein kleines Medaillon reichte — „möge Dich stets ermuntern und Dein großes Weh lindern!“

„Lebe wohl, Kati,“ brachte er mühsam hervor, und der Zug setzte sich dabei in Bewegung. Einige Sekunden noch sah er ein weißes Tüchlein vom Bahnsteig nachwehen, dann verschwamm alles wie im Nebel. Nur die im Sonnenlicht schimmernden Zinnen und Dächer des Hochmeisterschlosses konnte er eine Zeitlang noch deutlich erkennen, dann war auch der letzte Rest seiner Vaterstadt seinen Blicken entschwunden. Voller Behmut lehnte er sich in eine Ecke und schloß die schmerzenden Augenlider.

Da kam ihm auf einmal das Medaillon in Erinnerung, das er in der Hand noch fest umklammert hielt. Ungestimt zog er es an seine bebenden Lippen und betrachtete es voll kindlicher Nüchternheit. Neben ihm saß ein ältklicher

Herr, der ihn schon längere Zeit mitteilidig beobachtet hatte. Er fragte ihn nach der Ursache seines Schmerzes und bat sich dann von ihm das Medaillon aus. Es zeigte ein reizendes Bildnis, um welches die Worte „Per aspera ad astra“ eingraviert waren. „Weißt Du auch, was diese Inschrift bedeutet?“ fragte er ihn mit einer liebevollen Stimme. „Nein“, gab Ernst kaum hörbar zurück. Der alte Herr er-



„Lebe wohl, Kati“, brachte er mühsam hervor und der Zug setzte sich dabei in Bewegung.

klärte ihm die Inschrift. „Ueber raube Pfade zu den Sternen, heißen jene Worte,“ sagte er freundlich. „Sei nur guten Mutes, stets fleißig und strebsam, und vor allen Dingen ehrlich, dann gehen diese schönen Worte auch an Dir in Erfüllung.“ Die gütigen Trostworte und Ermahnungen des alten Herrn taten ihm wohl, und er hatte sich fest vorgenommen, sie zu befolgen.

In einem Städtchen am Niederrhein hatte er seine kaufmännische Ausbildung erhalten. Inzwischen starb sein Vater, ohne daß er ihn noch einmal gesehen hätte. Von Kati hörte er nichts mehr. Seine wiederholten Briefe blieben zu seiner schmerzlichen Enttäuschung unbeantwortet. Er war in einem großen Geschäft tätig und besaß das volle Vertrauen seines Prinzipals. Doch befand sich unter seinen Freunden jemand, der ihm seinen Posten miß-

gönnte und alles mögliche anstellte, ihm diesen zu entreißen. Durch ein teuflisches Bubenstück gelang es ihm auch schließlich, indem er eines Tages Ernst eines Vergehens bezichtigte, das er aber nicht begangen hatte. Man schenkte seinen Beteuerungen keinen Glauben, die Verdachtsmomente waren für ihn so belastend, daß er dadurch nicht nur seine Stelle verloren hatte, sondern auch auf vier Monate hinter Schloß und Riegel gesteckt wurde.

Per aspera ad astra! Diese herrlichen Worte hielten ihn aufrecht, und eines Tages wurde seine Unschuld bewiesen. An seiner Stelle wurde der ungetreue Freund, welchem durch Zufall das begangene doppelte Verbrechen bis auf die kleinsten Details nachgewiesen werden konnte, eingekerkert.

Ernst nahm zwar seine vorige Stellung wieder ein, doch die Wunde, die so unbarmherzig geschlagen war, vernarbte nicht so leicht. Da hatte ihn — nach 15 Jahren — die Sehnsucht gepackt, die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt, nach dem Ordensschloß, den Lauben, dem Marientor, dem Friedhof, und — nach einer lichten Erscheinung, welche in seinem Herzen nicht auszulöschen war. Er gab seine Stellung auf und beschloß, mit dem ersparten Gelde in der Heimat ein Geschäft zu gründen.

Und nun, nach 15 Jahren, durchwanderte er mechanisch wieder die Straßen seiner lieben Vaterstadt, die Brust so weit, voller Hoffnungen. An seiner goldenen Uhrkette hing ein kleines Medaillon mit der Gravierung „Per aspera ad astra“. Er achtet nicht auf die neugierigen Blicke, die ihn streifen — niemand kennt ihn mehr! Er ist ein Fremder geworden in seiner Vaterstadt.

Jetzt biegt er, traumverloren, aus der Langgasse in den Goldenen Ring ein. Seine Schritte beschleunigend, steht er bald vor dem hohen Eingangstor zum Friedhof, und da es unverschlossen ist, geht er hinein. Gesenkten Hauptes wandert er zwischen den Gräbern, hier und da einen Namen auf den Steinen lesend, vorwärts. Und nun hat er gefunden, was er suchte. Er steht vor dem Grabe seiner guten Mutter; daneben ruht, wie er aus der Inschrift auf dem weißen Marmorkreuz gewahr wird, sein Vater.

Wie sorgsam sind doch die beiden Gräber gepflegt, wie viel Liebe befunden die herrlichen Blumen darauf! Sollte dies ein Werk seiner Stiefmutter sein? Nein, von ihr konnte

er es nicht erwarten. Aber wer sollte denn sonst sich dafür so interessieren? Die Kati doch nicht etwa — —?! Sein blaßes Gesicht wird von einer heißen Glutwelle überzogen, und feucht schimmert es in seinen Augen.

Andächtig kniet er nieder und spricht leise ein Gebet. Da fällt ihm eine weiße Krankschleife auf dem Grabe seiner Mutter auf, oder vielmehr die Inschrift auf ihr, die er



Andächtig kniet er nieder und spricht leise ein Gebet

denn auch mühsam entziffert: „Ueber raube Pfade zu den Sternen!“ hat er darauf gelesen, dabei entfinnt er sich der Inschrift seines Medaillons, die die nämliche ist, löst es von der Uhrkette und küßt es bewegt, ein- zweimal.

Da, ein Knistern in seiner Nähe — erschrocken springt er auf und schaut sich um. Hinter ihm steht eine in Schwarz gekleidete Dame und läßt eine Zeitlang ihre dunklen Augen in den seinen ruhen. Und dann kommt sie noch einen Schritt näher und fragt ihn mit einer merkwürdig bekannt klingenden Stimme:

„Verzeihung, Herr, daß ich Sie hier in Ihrer Andacht störe. Ich wollte es nicht — doch“ — sie schlägt die schönen Augen nieder und ihre Stimme wird so weich, fast schluch-

zend —
trägt, ha
einf' nab
„Ja“
gen Etin
tern“
Die
aufrecht.
„Und
bar.

Da w
ahnt, wer
nes Werk
daillon u
len viele
„Grot
doch wah
getäuscht
Sie sind
„Kati
Hand
den Gräb

Die

Kein
endlich m
auf dem
n i s g r
nördliche
ständig r
Platz von
„Die Wei
bellen La
drüden p
Kuge reich
Täler, Jüli
Eiden hebe
Haupter des
dens. Klare
dürftigen He
Baden schen
Kahm bei
der sogenun
über zu uns.
Beigittenschl
Kleinene
auf der Diti
tel“, die ich
Rangenkochs
„zum Kuerha
balgenden

zend — „wenn mich meine Ahnung nicht trügt, haben diese teuren Toten auch Ihnen einst nahe gestanden?“

„Ja,“ erwidert er mit seiner schwermütigen Stimme, „hier ruhen meine guten Eltern.“

Die schwarze Dame hält sich kaum noch aufrecht.

„Und Sie sind —?“ hauchte sie kaum hörbar.

Da wird es ihm so seltsam zumute. Er ahnt, wer diese junge Dame ist, und kaum eines Wortes mächtig, nimmt er das kleine Medaillon und fragt: „Ist Ihnen dieses Medaillon vielleicht bekannt?“

„Großer Gott“ — haucht sie — „so ist es doch wahr! — Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! — Herr Ewig — Herr Ewig — Sie sind's?“

„Kati!“ —

Hand in Hand stehen die beiden zwischen den Gräbern und schütten ihre Herzen aus.

Nun erfährt er, daß auch Kati eine schlimme Zeit durchgemacht hat. Die von ihm abgeforderten Briefe hat sie niemals erhalten. Wahrscheinlich waren sie von ihrer Mutter, welche ihren Briefwechsel überwachte, jedesmal vernichtet worden, bevor Kati etwas davon gewahr wurde. Doch sie hatte ihm dennoch Treue bewahrt bis zur Stunde und sah geduldig, doch mit festem Vertrauen, der Zukunft entgegen.

Und hier — auf dem stillen Friedhof, zwischen den duftenden Gräbern, haben sie sich wiedergefunden, hier legen sie ein feierliches Gelöbniß ab. Und dann, Hand in Hand, gehen sie ihrem zukünftigen Heim entgegen. Ach, sie haben sich so vieles zu erzählen, so viel Trauriges und Leidvolles, doch nun gibt's kein Weh und Leid mehr, kein Sehnen und Zagen, eine sonnige Zukunft tut sich vor ihnen auf, ein dauerndes Glück soll ihnen beschieden sein.

Und als Ernst heute seine glückliche Braut verließ, sagt er aus der Tiefe seines Herzens: „Ueber rauhe Pfade — zu den Sternen!“

Die Hornisgrinde

Kreuzend und schweißbedeckt stehen wir endlich nach langer, genußreicher Wanderung auf dem Gipfel der 1166 Meter hohen Hornisgrinde, der höchsten Erhebung des nördlichen Schwarzwalds. Seguin hat vollständig recht, wenn er in seinem Werk „The Black Forest, its people and legends“ schreibt: „Die Besteigung der Hornisgrinde an einem hellen Tag ist, wie sich die Deutschen auszudrücken pflegen, lohnend.“ Denn so weit das Auge reicht, sehen wir tiefdunkle Berge und Täler, Flüsse und Bäche. Im verdämmernden Süden heben sich aus graublauem Dunst die Häupter des Feldbergs, des Blauen und Belchens. Kaiserstuhl und Vogesen tauchen in der duftigen Ferne auf. Die Berge um Baden-Baden scheinen greifbar nahe gerückt. Die Achalm bei Reutlingen, der Hohenzollern und der sagenumrankte Hohentwiel grüher herüber zu uns. Im Vordergrund haben wir das Brigittenschloß, das liebliche Achern und die Rheinebene in endloser Weite, in der Tiefe auf der Ostseite den sogenannten „Biberkesel“, die scharf eingeschnittenen Täler des Langenbachs, allwo der Züfle sein Gasthaus „zum Auerhahn“ schon morgens um drei den „balzenden Gästen“ öffnet, der munteren

Schönmünzach, des Hundsbachs usw. Und ist uns der Wettergott besonders gnädig, dann sehen wir die Firnen der Schweizer Alpen im Sonnenglanze schimmern: Säntis, Tödi, Wetterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn u. die majestätische Jungfrau winken zu uns herüber, und als äußerste Felsenwarte entbietet uns das Doldenhorn seinen Berggruß. Die gewaltige Waldmasse aber, über die unser schönheitstrunkener Blick dahinschweift, gleicht einer tiefgrünen wogenden See, deren Farbe allmählich in ein schwermütiges, düsteres Schwarz übergeht. Nur gen Westen flimmert das breite Silberband des Rheines, und darüber reckt sich der gigantische Schatten des Straßburger Münsters in die Wolken empor.

Kahl und kumpfig ist der Gipfel des Berges. Nur kärgliches Heidekraut und schwärzliches Torfmoos bedecken neben isländischem Moos den moorigen Boden, mühsam streben Krummholzkiefern daraus zum Licht. Birken und zerzauste Vogelbeerbäume ducken sich erg zusammen. Mächtige Steinmassen und Gerölltrümmer sind stellenweise über den breiten Berggründen verstreut. Die ganze Verklüftung sieht aus, als ob sie für ein Herengelage hergerichtet sei. An Stelle des früheren vieredi-